

Troubadour der Traurigkeit

Zwischen Pop und Avantgarde: John Cale auf Solo-Tournee

VON PETER E. MÜLLER

Im Hotel der gebrochenen Herzen schimmert schmerzreich fahles Licht. Man meint das knarrende Summen der Neonschrift an Elvis Presleys „Heartbreak Hotel“ schier körperlich zu spüren, wenn John Cale diesen Rock-'n'-Roll-Klassiker in die Mangel nimmt, mit gequälter Stimme am Leben leidet, sich am Flügel durch das schleichende Bravoustück windet, das er sich auf düstere Weise schon vor vielen Jahren auf verstörende Weise zueigen gemacht hat.

Er hat das Stück als Konstante stets in seinem Live-Repertoire. Und auch jetzt, beim ausverkauften Solo-Gastspiel im BKA-Luftschloss inszeniert sich Cale kurzfristig zum Troubadour aus der Vorhölle, der am gebrochenen Herzen fast zu Grunde geht. Fast. Denn mit dem eingängig-leichten Ohrwurm „Paris 1919“ geht der zwischen Gitarre und Bechstein wechselnde Komponist und Sänger ins versöhnliche Finale.

Der 59-jährige Waliser, den ein Bernstein-Stipendium in den sechziger Jahren zum Kompositionsstudium zu Iannis Xenakis nach Tanglewood brachte, der sich erste Meriten bei den Neutönern John Cage und La Monte Young erspielte und schließlich in Andy Warhols New Yorker Factory sowie bei der Kultband Velvet Underground landete, ist sozusagen ein Rockstar wider Willen. Trotz aller Ballettmusiken, Streichquartette, Filmmusiken, die sein Oeuvre in den letzten 30 Jahren bereicherten.

War ihm die konsequente Reduzierung aufs Rockstardasein lange Zeit lästig, scheint sich der anschlagkästige Pianist inzwischen mit der Situation abgefunden zu haben. Sein Liederabend setzt auf Bewährtes. Den Klassiker „Chinese Envoy“ gibt es ebenso zu hören wie die Terroristenballade „Cordoba“. Die Jahre mit Warhol und der Velvet-Underground-Clique hat Cale mit ironische Feinfühligkeit in „Style It Takes“ verarbeitet. Überhaupt beweist er viel Gespür für

eingängige Popmelodien, die seine oft zornigen Texte umwehen. Immer schwingt ein wenig Unheil mit in seiner Stimme, die er im Verlauf des Konzerts mehrfach mit Tee auf der Tasse schmiert.

Oft werden die Texte zum musikalischen Element, zusammengesucht in der Weltliteratur, wie Cale in weißem Hemd und schwarzer Lederhose freimütig bekennt. Hier stand eine Novelle von Guy de Maupassant Pate, dort fließen Gedichte von Dylan Thomas ein. Dann lässt er sich wieder von Filmen wie „Things To Do in Denver When You're Dead“ inspirieren. Oder er demonstriert geistige Nähe zu Leonard Cohen, dessen „Hallelujah“ er im Zugabenteil interpretiert.

Eigentlich wollte Cale in diesem Jahr im Hebbel-Theater sein autobiografisches Multimedia-Theaterstück „What's Welsh For Zen“ in Berlin aufführen. Es gab Probleme. Die Produktion wurde aufs kommende Jahr verschoben. Und man erlebte dafür Cale pur. Der Applaus war langanhaltend.



Von der Gitarre an den Flügel und zurück: Bei seinem Liederabend im BKA-Luftschloss setzte John Cale auf Bewährtes. FOTO: POP EYE